Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **27 (1945)**

Heft 32

PDF erstellt am: **29.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 10. August 1945 | Erscheint jeden Freitag | 27. Jahrgang Nr. 32

Schweizer Frauenblatt

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine und des Schweizerischen Zivilen Frauenhilfsdienstes

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich
Inseraten-Annahme: August Fitze A.-G., Stockerstraße 64, Zürich 2, Telephon 27 29 75. Postcheck-Konto VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG., Telephon 2 22 52. Postcheck-Konto VIII b 58

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 11.50, halbjährlich Fr. 6.30 Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.—. Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate – Inseratenschluß Montag abend

Unsere Versorgung

El. St. Es sind keine Schalmeienklänge, die aus der Bundesstadt in das Land heraus ertönen und die den Eidgenossen die Lage und die Schwierigkeiten unserer Landesversorgung zu erklären bestrebt sind. In einem Monat werden es sechs Jahre sein, seit der Krieg uns in unsere Landesgrenzen einschloß und uns die Zufuhren aller Art erschwerte oder ganz unterband. Dank dem weitsichtigen Anbauplan Wahlen und fünf günstiger Erntejahre, dank der in weiser Voraussicht für Volk und Armee reichlich angelegten Vorräte und dank vor allem auch einer außerordentlich vorsichtigen und weitblickenden Verteilung und Einteilung der vorhandenen Güter sind wir bis jetzt gut durchgekommen mit einem Ernährungsstand, wie er zu den besten in Europa gehört.

In Bern fand am 2. August eine vom eidgenössischen Kriegsernährungsamt veranstaltete Pressekonferenz statt, an welcher die Herren Dr. Feißt, Muggli und E. Ballinari über die bestehende Situation eingehend orientierten. Sie scheuten nicht davor zurück, in rückhaltloser Offenheit zu sagen, daß die Versorgungslage der Schweiz noch nie so schlecht gewesen, und man an der Grenze einer ausreichenden Ernährung angelangt sei. Die Möglichkeiten der Beschaffung von rationierten und unrationierten Lebensmitteln sinken sozusagen von Monat zu Monat. Da wo der eine mit seinen Rationen und den nicht-rationierten Möglichkeiten noch satt wird, leidet der andere wegen schwerer Arbeit, jugendlichen Wachstums oder Erholung von Krankheit Hunger. Besonders bei den Jugendlichen beginnt die Situation kritisch zu werden, und so wendet sich die Fürsorge des EKEA in erster Linie einer besseren Ernährung aller derjenigen zu, die jetzt im stärksten Wuchsalter sind, oder als junge, schon im Erwerbsleben größeren Anstrengungen ausgesetzt, oft noch weiter wachsende Menschen mit den bestehenden Rationen einfach nicht auskommen können und eines Zuschusses bedürfen. Haben sie bis jetzt diesen Zuschuß oft auf Rechnung der älteren oder jüngeren Familienglieder erhalten, so ist das bei den heutigen Rationen besonders an Brot und Fett nicht mehr möglich, und es sollen diese Jahrgänge 1933 und 1934 sowie die Jahrgänge von 1923—1929 verschiedene Zusatzkarten zu den schon bestehenden erhalten, so daß vor allem die geringe Brotration aufgebessert sein wird, was für Kinder und Jugendliche ein wichtiger Faktor ist. Die Brotknappheit war auch im letzten Krieg ein Familienproblem, und es gab da einmal einen kleinen Buben, der sich zu seinem sechsten Geburtstag „gar nichts anders" als „einen Zweipfünder für sich ganz allein" wünschte. Als er diesen Zweipfünder mit wohltätig aus der ganzen Verwandtschaft gespendeten Coupons glücklich hatte, aß er sich mit einer solchen Leidenschaft durch, daß er sich an dem schweren damals mit Reismehl gestreckten Brot gründlich den Magen verdarb.

Im Falle eines sich noch bessernden Nachschubes an Getreide aus dem Ausland, hofft man die Brotversorgung bis zum nächsten April sichergestellt zu haben. Teigwaren, Hafer und Eßmais sollen, das Eintreffen noch schwimmender Waren vorbehalten, ein Jahr lang abgegeben werden können. Die Milchversorgung könnte auf den Winter eventuell knapper werden, und jetzt überschüssige Coupons legt man mit Vorteil in Kondens- und Trockenmilch an. Käse und Fleisch sieht nicht bedenklich, wenn auch jetzt nicht üppig aus, aber größte Sparsamkeit sollten die Hausfrauen in bezug auf Fett und Oel und Zucker walten lassen. Der vorhandene Reis ergibt drei Monatsrationen von 250 g im Winter, die Hülsenfrüchte langen zirka ein Jahr, und die Kaffeebohnen vermehren sich dank unserer Zufuhren monatlich um 50 g.

Die größten Schwierigkeiten unserer Versorgung liegen in den mangelhaften Transportmöglichkeiten, so daß die Einfuhr gegen früher nur einen Bruchteil ausmacht. 1935—1938 rollten täglich 28 000 Güter aus dem Ausland in die Schweiz. Die Alliierten hatten uns im Frühjahr 1945 anläßlich der bekannten Verhandlungen eine Einfuhrquote aus Uebersee von täglich 2200 Tonnen per Tag zugesichert. Tatsächlich erhielten wir im Januar 11 Tonnen täglich, im Februar 100, im März 210, im April 460, im Mai 1000, im Juni 1430, und im Juli 1750 Tonnen. Wir sehen, der gute Wille ist da, aber die Schwierigkeiten sind groß, und es ist eine Sache der Zeit und des allgemeinen Wiederaufbaus aller Transportmöglichkeiten, welche unsere Einfuhr günstiger gestalten wird. Da und dort wird eine neue Möglichkeit auftauchen, vom Süden und vom Norden her, der Rhein wird wieder befahrbar werden, italienische Häfen werden sich öffnen und langsam, langsam kann der Segen wieder in unser Land strömen.

Der dringende Bedarf für die Schweiz wäre jährlich 2 Millionen Tonnen an lebenswichtigen Gütern; dem stehen vorläufig 400 000 Tonnen gegenüber, die mit den uns zur Verfügung stehenden Schiffen befördert werden können.

Allen diesen Schwierigkeiten gegenüber kämpfen unsere Behörden, vor allem das EKEA mit unermüdlicher Energie darum, die genügende Ernährung des Volkes sicherzustellen. Die Schülerspeisungen und die Schulmilch-Aktion sollen gefördert werden und der von der Gasknappheit auf einem andern Sektor in einer günstigen Ernährung oft sehr behinderten Bevölkerung soll durch Ausgabe (ab Oktober) von 50 halben Mc mit begrenzten Möglichkeiten (bMc) geholfen werden; der neue Mc entspricht dem halben Mc und ist in Gemeinschaftsküchen und allen Gaststätten für Mahlzeiten und Suppe aber nicht für Brot und Backwaren gültig.

Aber nicht nur die Behörden, sondern auch die Bevölkerung, und vor allem die Hausfrauen, werden ihren Anteil zur Ueberwindung der Schwierigkeiten leisten müssen. Als erstes wird mehr als je größte Gewissenhaftigkeit in der Verwendung aller Nahrungsmittel nötig sein. Nicht eine Angstpsychose darf die Bevölkerung und die Hausmütter befallen, sondern die Einsicht, daß durch Sparsamkeit und weises Einteilen auch jetzt noch, wo die Gärten und Aecker ihren Sommersegen hergeben, es möglich ist, da und dort noch kleine, ach ganz kleine aber doch wichtige Ersparnisse für den Winter und das sehr mager werdende Frühjahr 1946 zu machen.

Die heutige Situation, und die offenen Mitteilungen der Behörden geben all denen recht, die in Erinnerung an die Verhältnisse nach dem letzten Krieg immer sagten: Das dicke Ende kommt zuletzt. Was wir jetzt auf unseren Märkten oft erleben, läßt uns ja ein wenig gedankenschwer in eine Zukunft blicken, in der es vielleicht mehr noch als bisher gelten wird, daß am Egoismus des Einzelnen die besten Maßnahmen der Behörden scheitern können und daß in schweren Zeiten ein freies Volk nur einen Wahlspruch haben sollte: Einer für Alle — Alle für Einen.

Beschränktes Wahlrecht für die Zürcher Frauen?

Der Zürcher Regierungsrat beantragt dem Kantonsrat die Genehmigung des folgenden Gesetzes über das Wahlrecht der Frau:

§ 1. Bei Wahlen der Gemeindebehörden, der Bezirksschul- und Bezirkskirchenpflegen, der Primar- und Sekundarschullehrer und der Geistlichen sind Schweizerbürgerinnen unter den für Schweizerbürger geltenden Voraussetzungen stimmberechtigt.

§ 2. Frauen sind unter den gleichen Bedingungen wie Männer in diese Behörden und Aemter wählbar. Amtszwang besteht für sie nicht. Bestimmungen anderer Gesetze, die Schweizerbürgerinnen für weitere Aemter als wählbar erklären, bleiben vorbehalten.

§ 3. Werden Schweizerbürgerinnen in eine Behörde gewählt, so finden die Unvereinbarkeitsbestimmungen wegen Verwandtschaft entsprechende Anwendung. Ehegatten können nicht derselben Behörde angehören.

§ 4. In jeder politischen Gemeinde wird ein Verzeichnis der stimmberechtigten Frauen geführt.

§ 5. Dieses Gesetz tritt nach seiner Annahme durch das Volk am 1. Januar 1946 in Kraft.

Der Regierungsrat des Kantons Zürich hat sich entschlossen, im Hinblick auf die jetzige Stellung der Frau im wirtschaftlichen und sozialen Leben, wie sie durch die belastenden Kriegsjahre sich entwickelt hat, rasche Arbeit zu leisten und sieht vor — den bejahenden Entscheid der Zürcher Männer vorbehalten — das Gesetz bereits auf 1. Januar 1946 in Kraft treten zu lassen.

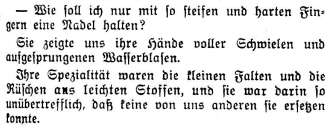
Das Wahlrecht soll nach der Vorlage der Regierung der Frau bei Wahlen der Gemeindebehörden, der Bezirks- und Bezirkskirchenpflegen, der Primar- und Sekundarlehrer und der Geistlichen zukommen. Die Frauen sollen unter den gleichen Bedingungen wie die Männer in diese Behörden und Aemter wählbar sein. In seiner Weisung stellt die Regierung fest, daß er sich nicht entschließen konnte, dem Kantonsrat eine Vorlage über die Einführung des integralen Frauenstimmrechts zu unterbreiten.

Ein Amtszwang soll nach Auffassung des Regierungsrates für die Frauen nicht bestehen. Er könnte im einen oder andern Falle zur Folge haben, daß die Frau ihren eigentlichen Aufgaben — Heim und Familie — entfremdet würde. Das soll nicht sein. Wer einwendet, einem Recht entspreche auch die Pflicht, übersieht die natürliche Verschiedenheit der Leistungsfähigkeit von Mann und Frau, auf die beispielsweise auch bei der militärischen Dienstpflicht Rücksicht genommen werden muß.

Da vor 25 Jahren eine Volksabstimmung über das valle Stimm- und Wahlrecht der Frauen eine überwältigende Ablehnung ergeben hat, glaubt der Regierungsrat, daß er den Wünschen der Frauen und ihren berechtigten Forderungen mit einem schrittweisen Vorgehen den größeren Dienst leistet als mit einer Vorlage für das integrale Stimmrecht.

Wenn wir Frauen dem h. Regierungsrat für seine mutige Initiative zu großem Dank verpflichtet sind und uns aus psychologischen und diplomatischen Gründen mit diesem Vorgehen werden einverstanden erklären können, so gilt es doch, zu einigen Punkten Stellung zu nehmen und vom Anfang der ganzen Aktion an unseren Standpunkt klar zu beziehen. Es wird in der Weisung des Regierungsrates und auch sonst oft gesagt, daß die Ausübung der politischen Rechte auf einer Jahrhunderte alten Erfahrung der Schweizerbürger beruhe, und zwar in der Weise, daß diese Rechte sich von Gemeinde- über Kantons- zu Bundesangelegenheiten entwickelten und daß dadurch eine von Generation zu Generation zunehmende Reife in politischen Fragen erworben und fortgepflanzt worden sei. Dieser Entwicklung gegenüber haben die Schweizerfrauen den großen Vorteil, daß sie in diesen Jahrhunderten mit ihrem Volk bereits hineingewachsen sind — und zwar oft sehr stark — in die demokratische Konstitution unseres politischen Lebens; daß sie stärker als dies allgemein früher in andern Ländern der Fall war, inneren Anteil und waches Interesse an allen politischen Fragen und Abstimmungen nehmen und daß für sie deshalb der Anfang einer politischen Betätigung von vornherein auf einer andern Stufe steht, als dies für die Männer der Fall war, als sie in die Rechte des „freien Mannes" traten. Gewiß ist es etwas anderes, sich privat für Politik zu interessieren als aktiv daran teilzunehmen. Aber es ist für die Frau von heute auch etwas anderes, selbständig im oft harten und rücksichtslosen Lebenskampf zu stehen als wie es früher der Fall war in der engen Häuslichkeit als Hausmutter, Tochter oder Familientante ein behütetes Dasein zu führen. Damit soll gesagt sein, daß die Schweizerfrau des 20. Jahrhunderts und ihre Lebensbedingungen nach dem Erlebnis von zwei Weltkriegen nicht mehr mit der Frau aus dem 18. und 19. Jahrhundert verglichen werden darf. Wir sind überzeugt, daß der h. Regierungsrat des Kantons Zürich praktisch und real überlegt, wenn er mit dem aktiven und passiven Wahlrecht für die Gemeindebehörden, Primar- und Sekundarschulpflegen, Kirchenpflege, Armenpflege, Vormundschaftsbehörde, Zivilvorsteherschaft, sowie für Bezirkskirchenpflegen, sowie das Primar- und Sekundarlehramt und das Pfarramt beginnen will. Gefährlich scheint uns die Einbeziehung der Wählbarkeit für das Primar- und Sekundarlehramt, da diese ja

---



Roman von Marguerite Audoux.
Uebersetzt von Maria Arnold

4. Fortsetzung

Seit ihrer Rückkehr zur Arbeit, hörte Bulldogge nicht auf, über ihre Hände zu klagen, die ihre Geschmeidigkeit und Feinheit verloren hatten:

— Wie soll ich nur mit so steifen und harten Fingern eine Nadel halten?

Sie zeigte uns ihre Hände voller Schwielen und aufgesprungenen Wasserblasen.

Ihre Spezialität waren die kleinen Falten und die Rüschen aus leichten Stoffen, und sie war darin so unübertrefflich, daß keine von uns anderen sie ersetzen konnte.

Wenn nach langen Arbeitsstunden eine Bluse aus Seidenmousseline vollständig plissiert, von ihren Händen genäht war, dachte man an ein Wunder, so frisch war sie. Der Meister wagte es kaum, sie zu berühren. Er hob sie behutsam zum Licht empor und sagte ganz zufrieden:

— Ich glaube, sie ist ganz allein unter der Sonne gewachsen.

Wenn daher jetzt Bulldogge sah, wie die Gewebe an ihren rauhen Fingern hängen blieben, wurde sie wütend und begann schließlich zu weinen.

Frau Dalignac versuchte ihr Geduld beizubringen. Bulldogge war aber unsähig, geduldig zu sein. Sie fluchte wie ein Mann und verwünschte die ganze Welt.

Sie konnte auch nicht oft genug erzählen, wie die Frauen aus der Fabrik sich über ihre feinen Hände lustig gemacht hätten, wenn sie die Büchsen aus Weißblech anfassen mußte, die ihr die Handflächen einschnitten und die Nägel zerbrachen.

Als wir das hörten, überfiel uns alle eine große Angst vor der kommenden Arbeitslosigkeit, und eine jede erklärte laut, sie werde alles tun, um die Fabrikarbeit zu vermeiden.

Nur Bergeounette spottete darüber, wie sie über alles spottete. Sie erreichte es sogar, Bulldogge zu beschwichtigen, indem sie geschickt ihre Aufmerksamkeit auf die Tanzabende hinlenkte, die einige Arbeitervereine hie und da im Straßenviertel von Plaisance veranstalteten. Bulldogge liebte das Tanzen über alles. Ihre Stimme wurde gleich ganz anders, wenn sie nach dem Datum und Ort fragte, wo ein Ball stattfinden sollte.

Ihre Liebe zum Tanz zwang sie zu allen möglichen Lügen gegenüber ihre Großmutter, der sie diese Schwäche nicht einzugestehen wagte.

Zum Glück besaß sie eine Cousine im selben Alter, die ihre Neigung teilte. Mit ihr verständigte sie sich vorher, um die Großmutter zu täuschen und sich freizumachen.

Sandrine hatte ihren Platz zur selben Zeit wie wir wieder eingenommen. Ihre Brust ließ nur noch ein leichtes Schnaufen hören und wenn der Meister vom anderen Ende der Werkstatt ihr zurief: — Geht es, Sandrine, so antwortete sie sofort: — Oh ja, es geht sehr gut.

Sie lachte uns an, und ihre schwarzen Augen waren so weich wie neuer Samt. Ihre Haare waren jedoch nicht mehr so glänzend, und ihre Locken schienen weniger bieglam zu sein, aber sie beklagte sich nie.

Nur einmal sprach sie von den Beschwerden ihrer Nächte:

— Es ist komisch..... Seitdem ich diese Erkältung habe, kann ich mich nicht mehr in meinem Bett ausstrecken. Ich muß mich halb aufsetzen um ein wenig schlafen zu können.

Eines Morgens überraschte ich sie auf der Treppe, als sie sich allein glaubte. Sie stieg langsam hinauf, hielt sich mühsam aufrecht und den Mund geschlossen. Die Luft, die sie durch die Nase herausstieß, war wie das Geräusch von einem Blasebalg.

Frau Dalignac schickte sie zu ihrem Arzt, der ihr lange Erholung und gute Ernährung verordnete. Sandrine lachte von ganzem Herzen, als sie die Worte des Arztes wiederholte:

— Erholung... sagte sie, woher zum Teufel will er, daß ich sie nehme? Ich kenne keinen Händler, der sie verkauft.

*

Der Monat April brachte erneut eilige Arbeit.

Die Hände von Bulldogge hatten ihre Geschmeidigkeit wieder gefunden und ihre langen und gewandten Finger handhabten geschickt die feinsten Stoffe. Mit der Unordnung auf dem Arbeitstisch kehrte aber ihre Nervosität zurück und sie schimpfte dumpf, wenn man einen verlegten Gegenstand suchte.

Bergeounette war das gleichgültig.

Sie hielt weiter nach dem einarmigen Mann Ausschau.

Wenn eine von uns ungeduldig wurde, sang sie ihr altes Lied, das eine Strophe für jede Gelegenheit hatte:

In der guten alten Zeit,
die Pasteten und die Brötchen,
wuchsen auf den Feldern weit und breit,
in der guten alten Zeit.

Je näher Ostern herankam, wurden die Arbeitstage wieder so anstrengend, wie sie vor Allerheiligen gewesen waren. Die Maschine des Meisters kannte keine Pause mehr, und das Schnurren meiner Maschine machte ebensoviel Lärm. Jedesmal, wenn Duretour ein fertiges Kleid forttrug, rieb sich der Meister die Hände und sagte:

— Mut, meine Damen! Ostern haben wir zwei Feiertage, um auszuruhen.

Als er das am Ostersamstag wiederholte, antwortete Bergeounette:

— Sandrine wird in diesen zwei Tagen Zeit haben, ihrem Atem nachzurennen.

Alle sahen Sandrine an. Sie hielt den Mund offen, und ihr Gesicht schien wie von einem Dunst umgeben.

Am Abend, nach Beendigung der Arbeit, sagte sie uns mit einem erzwungenen Lächeln:

— Es ist wirklich so, ich renne heute meinem Atem nach.

Ihre Stimme zitterte und war wie ausgelöscht, und in ihren Augen schien alles Leuchten zu erblassen.

Und zum erstenmal, seit langer Zeit, ging sie mit mir die Avenue hinauf, ohne ihr Arbeitspaket mitzuschleppen.

bereits besteht und bei einer Verwerfung der Vorlage auf diese Weise den Frauen eine Berufsmöglichkeit verloren gehen könnte, die sie schon lange besessen haben.

Wenn es auch für viele Kämpferinnen für das Frauenstimmrecht etwas vom Wichtigsten ist, ihre Vertreterinnen überall in jenen Behörden zu haben, wo Vorlagen und Gesetze beraten werden, damit gleich bei der Beratung und Fassung der Vorlagen der Frauenstandpunkt zur Geltung kommen kann, so ist es doch zu bedauern, daß den Frauen nicht zugleich das Stimmrecht auch in Sachfragen auf Gemeindeboden gewährt werden soll. Wir bedauern dies vor allem auch deshalb, weil, ein bejahendes Resultat einer Volksabstimmung vorausgesetzt, nachher auf lange Sicht nicht weitergegangen werden kann. Wir betrachten die Vorlage des Regierungsrates als eine aus viel gutem Willen und richtiger Einfühlung in die Zeit vorgeschlagene Anzahlung. Aber es ist immer gefährlich, wenn eine Anzahlung zu klein und zu ängstlich gemacht wird, denn wenn die restierende Schuld zu groß ist, so bleibt sie für beide Teile eine drückende Verpflichtung.

Die Auffassung, ein Vergleich mit den Verhältnissen anderer Länder sei unzutreffend, indem die staatsbürgerlichen Rechte dort allgemein kleiner und meist auf die Teilnahme an Parlamentswahlen beschränkt sind, müssen wir als Schweizerfrauen auf das Energischste zurückweisen, da wir Frauen der Meinung sind, daß wir eben in der Schweiz sind und nun die gleichen Rechte haben wollen wie die Männer, nach dem großen, in unserer Verfassung verankerten Grundsatz, daß vor dem Gesetz alle Bürger gleich sind. E. St.

Zum Artikel „Hausfrauen machen Ernst"

In Nr. 28 Ihres geschätzten Blattes vom 12. Juli 1945 ist unter dem Motto „Hausfrauen machen Ernst" in sehr zielbewußter und ausführlicher Weise von den Bestrebungen des Schweizerischen Konsumgenossenschaftlichen Frauenbundes geschrieben worden, um die vielseitigen Hausfrauenprobleme einer noch bessern Lösung entgegenzuführen.

Unter anderem wird auf die Schaffung einer hauswirtschaftlichen Prüfstelle hingewiesen, um dem Problem der Ueberlastung der Hausfrau beizukommen

Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß mit einer praktischen Ueberprüfung von Haushalteinrichtungen, von Wasch-, Putzmitteln und dergl., ein großer Schritt zur Schonung hausfraulicher Kräfte, sowie für Material- und Zeiteinsparungen getan ist. Darüber hinaus sollte mit dieser Prüfstelle erreicht werden, daß durch Bekanntgabe geprüfter, zweckmäßig befundener Haushaltungsgegenstände und durch Auskunftserteilung über nicht geeignete Artikel die Hausfrauen vor Schaden bewahrt werden.

Unter dem Namen

„Prüfstelle des Verbandes Schweizerischer Hausfrauenvereine"

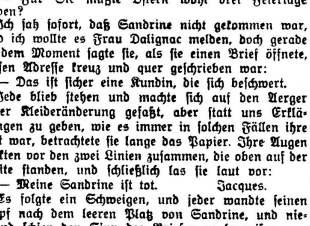
besteht eine solche Institution schon seit mehr als 10 Jahren und hat mit großem Erfolg zum Nutzen der Hausfrauen im Sinne obiger Ausführungen gewirkt. Aus kleinen Anfängen heraus hat sie in unermüdlichem Schaffen stets am Aufbau gearbeitet. Ihr hohes Ziel geht dahin, im Interesse der Schweizerhausfrau, in Verbindung mit den amtlichen Kontrollstellen, ein allgemein schweizerisches Unternehmen zu werden. Die Prüfungen werden, in jeder Hinsicht streng neutral, von Hausfrauen, die sich im Haushaltwesen durch besondere Erfahrungen auszeichnen, im eigenen Haushalt durchgeführt.

Der Zweck dieser Einsendung ist, auf diese schon bestehende Prüfstelle aufmerksam zu machen und zu zeigen, daß in dieser Hinsicht zur Arbeitserforschung und Rationalisierung bereits das getan wird, was sich die Konsumgenossenschafterinnen in ihrer Zielsetzung für die Weiterentwicklung im Hauswesen wünschen.

In der Absicht, Doppelspurigkeiten zu zu vermeiden, dürfte der Hinweis auf das erfolgreiche Bestehen der Prüfstelle des SGB. seine volle Bedeutung haben. Diese Prüfstelle steht in engem Kontakt mit Herstellern und Firmen aus der Haushaltbranche und verabfolgt Atteste oder Prüfungsbefunde an Produzenten und Händler für zweckmäßig befundene Artikel. Wo sie es für nötig erachtet, stellt sie auch Anträge für Verbesserungen und Vervollkommnungen. Den Hausfrauen eine große Hilfe im Haushalt sein, ist die Losung, die sich die Prüfstelle des Verbandes Schweiz. Hausfrauenvereine zur Aufgabe stellt.

Wenn die Hausfrauen sich die reichen Erfahrungen zu Nutze ziehen, welche die Prüfstelle des VSH. in den vielen Jahren ihrer Tätigkeit gesammelt hat, dann ist der Weg gegeben, um eines der großen Probleme der Entlastung der Hausfrau zu lösen.

Verband Schweizerischer Hausfrauenvereine
Die Prüfstelle.



Frauenüberschuß nach dem Kriege

Es kommt sicherlich nicht von ungefähr, daß über dieses Thema, wie Prof. Dr. Hanselmann in Nr. 21 von „Sie und Er" schreibt, jetzt, wie schon nach dem ersten Weltkrieg, die Männer diskutieren und in Wort und Schrift sich darüber äußern, wie die Nöte und Sorgen der Frauen infolge des Männermangels zu beheben seien. Die Stimme der Frau ist bisher in dieser Angelegenheit in der Oeffentlichkeit noch nirgends vernommen worden, zumal nicht in der Schweiz, obwohl auch hierzulande der Frauenüberschuß beträchtlich ist. Es will mir nun scheinen, man suche jetzt in diesem und jenem eine Schuld der Frau an mancherlei Dingen, die mit dem Krieg und seinen Begleiterscheinungen zusammenhängen, zu konstruieren und so der Bewegung, die sich tatkräftig für die Gleichberechtigung der Frau, das Stimmrecht der Frau und analoge Dinge einsetzt, ihren ohnehin dornenvollen, langwierigen Weg zu erschweren. Man vergißt aber zu schnell, was man den Frauen vor dem Krieg alles versprochen hat. Nicht nur jenseits unserer Grenzen, auch bei uns malte man das Dasein der Frau am häuslichen Herd in den schönsten Farben, wenn sie nur ja überall, wo es irgendwie anginge, dem Manne den Platz im Erwerbsleben einräume; zu ihrer ureigensten Berufung zurückkehre und als Gattin und Mutter ihr Leben friste. Daß dies aber bei weitem nicht alle Frauen tun können, ist eben die Folge des Frauenüberschusses, und jetzt kommen die Männer und reden von einer sexuellen Not der Frau, von Bigamie und gesetzlich erlaubter Vielehe, die kommen müsse, wenn wir nicht schlimmen Zuständen Tür und Tor öffnen wollten. Ich muß gestehen, ich komme von dem Gedanken nicht los, und die schrecklichen Zustände jenseits unseres Landes bestätigen es mir, die Männer, die solchen neuen Strömungen das Wort reden, denken in allererster Linie viel mehr an sich, als an uns Frauen! So groß ist die Sexualnot der Frauen nie und nimmer, daß wir asiatische Lebensformen aus dem Fernen Osten entlehnen müßten!

Gewiß sehnt sich fast jede Frau darnach, Haus und Herd zu besitzen, Gattin und sorgende Mutter zu werden. Doch wage ich zu behaupten, daß diese Wünsche mit Sexualnot in den wenigsten Fällen etwas zu tun haben. Die Frau sehnt sich vielmehr nach Geborgenheit, nach dem Kinde, das sie betreuen und auferziehen und für das sie sich aufopfern kann.

Manches junge Mädchen sehnt sich nach einem Freund, weil sie gerne mit ihm einen Ausflug macht, einen netten Abend verbringt in einem anständigen Café, oder wenn es sein kann, irgendwo, wo man tanzen kann. Sie möchte ihrer Umwelt gerne zeigen, daß sie auch einen Freund hat, der sie ausführt, höflich und nett zu ihr ist; aber an mehr denkt sie bestimmt nicht. Kommt dann das Dilemma doch, muß sie sich entscheiden, nachzugeben und dem jungen Manne mehr zu geben, als ihm vor der Ehe gehört, oder das Freundschaftsverhältnis erlischt - weil es dem Manne eben um mehr zu tun ist als bloß um einen harmlosen Verkehr. — Und wie viele Frauen lieben schöne Kleider, Schmuck, Vergnügen und ein sorgenloses Dasein und lassen sich das von den Männern bieten und schenken, allerdings nicht umsonst — und auch da handelt es sich in den meisten Fällen nicht um die Sexualnot der Frau, sondern um diejenige des Mannes. — Selbstverständlich gilt auch hier das Wort: Keine Regel ohne Ausnahme; aber eines ist ganz sicher eine unumstößliche Tatsache, daß eine Frau über ihr Alleinsein viel, viel besser hinwegkommt, als ein Mann, und daß es für eine Frau viele Möglichkeiten gibt, Ausgleiche zu schaffen und für ihre hausfraulichen und mütterlichen Instinkte Betätigung und Erfüllung zu finden, dazu brauchen wir die Erlaubnis zur Vielehe nicht. Es gibt der Möglichkeiten gar viele, die es der alleinstehenden Frau erlauben, ihre mütterlichen und fraulichen Veranlagungen zum Wohle der Menschheit auszuschöpfen und in die nutzbringende Tat umzuwandeln; daß sie allein bleiben muß, überwindet sie, wenn sie die richtigen Wege dazu sucht und findet.

Wie furchtbar traurig wird sich die Zügellosigkeit an den vielen wehrlosen jungen Mädchen und Frauen jenseits unserer Grenzen auswirken, wenn die unzähligen, ungewollten Kinder geboren werden! Mir will scheinen, es ist höchste Zeit, daß wir die Natur dem Geiste unterordnen und uns eingestehen, daß es nur deshalb zu dieser beispiellosen Vergewaltigung der Frau gekommen ist, weil der Trieb statt die Kultur und die Disziplin zum erlaubten Ordnungsprinzip gemacht wurde. Die Sexualnot der Frau besteht nur in Einzelfällen und ist nicht allgemein gültig. Für ihre fraulichen und mütterlichen Veranlagungen wird es in der kommenden Zeit Arbeit und Aufgaben in Hülle und Fülle geben. Es wird auch eine schöne und große Aufgabe der Mütter unseres Landes sein, ihre Söhne so zu erziehen, daß sie wohl zu unterscheiden wissen zwischen Liebe und Sexualität und mit tapferer Selbstdisziplin den Geist höher schätzen als den Naturtrieb. Wenn eine Frau nicht heiraten kann, bleibt ihr eine Erfüllung des Lebens versagt; aber dafür hat sie hundert Möglichkeiten, ihrem fraulichen Leben Wert und Inhalt zu geben, auf das Mitleid des Mannes ist sie nicht angewiesen.

Maria Scherrer.

Der Braunwald-Jubiläumskurs 1935—45

gestaltete sich zu einem wirklichen Musikfest, bei welchem dessen Gründerin und Leiterin, Dr. Nelly Schmid, von allen Teilnehmern und auch von der Glarner Behörde gebührende Würdigung dargebracht wurde. Für die Haydnwoche war ein erstklassiges Kammerorchester mit etlichen Instrumental-Solisten, Walter Rehberg, Klavier, Antonio Tusa, Cello, Rodolfo Felcani, Violine, Edgar Shann, Oboe, Aurèle Nicolet, Flöte, engagiert wurden; sie alle vermitteln uns Symphonien, Divertimenti, Quartette Haydns auf schönste Weise. Dazu gesellte sich ein prächtig aufeinander gestimmtes Gesangsquartett. Maria Stader, Maria Helbling, Salvatore Salvati und Werner Heim machten uns mit Arien, Duetten, Terzetten bekannt und wirkten erfolgreich bei einer Teil-Aufführung von Haydns Theresienmesse mit, ergänzt durch einen stattlichen Chor von Kursteilnehmern. Prof. Dr. Baumgartner leitete mit Ueberlegenheit sämtliche Orchesterwerke. Fesselnd waren seine Vorträge über Haydns Leben und Kunstschaffen, desgleichen die Referate Prof. Dr. Cherbuliez', über des Tonmeisters Quartette. — Der ersten, an Musikgenüssen so reichen Woche schloß sich ein Chopin-Kurs an, wobei Prof. Cherbuliez als Referent, die Pianisten Max Egger (Zürich) und Geza Anda (Budapest) in prächtiger Ergänzung uns die Tondichtungen und das Leben des großen Polen nahe brachten. Liedkurse Prof. Baumgartners und des Pariser Bariton-Sängers Panzéra, sowie drei öffentliche Konzerte boten weitere reiche Anregung, so daß der 10. Braunwaldkurs den Musikfreunden zu einem beglückenden Erlebnis wurde.

H. Lr.

Nachrichten der Woche

Inland

Der Bundesrat besprach die Revision der Wirtschaftsartikel der Bundesverfassung und beschloß, für die kommende endgültige Fassung vorzuschlagen, daß auf die Erklärung der Allgemeinverbindlichkeit von Verbandsbeschlüssen verzichtet werde, dagegen sollen die sozialpolitischen Bestimmungen erweitert werden.

Zwischen der Schweiz und den Vereinigten Staaten wurde ein Vertrag über die Zivilluftfahrt abgeschlossen, demzufolge die USA mit Zivilflugzeugen die Schweiz überfliegen und an bestimmten schweizerischen Flughäfen landen kann. Eine amerikanische Fluglinie über Island-Frankreich-Schweiz-Italien-nahe und mittlerer Osten ist geplant. Gleiches Recht in USA hat die schweizerische Zivilluftfahrt.

Laut Aufschlüssen des Kriegsernährungsamtes an die Presse ist die Landesversorgung noch immer sehr gefährdet, besonders der Transportschwierigkeiten wegen. — Die neu einzuführende Differenzierung im Rationierungswesen zugunsten der Kinder und Jugendlichen wurde begründet und erklärt.

Der frühere schweizerische Gesandte in London, Minister Thurnheer, ist im 61. Altersjahr in der Schweiz gestorben.

Bildhauer Hubacher wurde anläßlich seines 60. Geburtstages von der Universität Zürich der Dr. phil. h. c. zugesprochen; Prof. C. G. Jung, Inhaber mehrfacher ausländischer Ehrendoktorswürden, sprach die Universität Genf anläßlich seines 70. Geburtstages die Würde des Dr. phil. h. c. zu.

Kriegswirtschaft: Auf der Lebensmittel-A-Karte des August werden freigegeben: beide Coupons A je 125 Gramm Teigwaren; beide Coupons D je 125 Gramm Mais/Hirse; beide Coupons H je 50 Gramm Gerste; beide Coupons K je 150 Punkte Käse; beide Coupons R je 25 Gramm Fleisch; beide Coupons V je 100 Punkte Steb- oder gefr. Kalbfleisch; beide Coupons S je 25 Gramm Schweinefett; beide Coupons Z je 0,5 Deziliter Oel.

Ausland

Radio Moskau meldet, daß Rußland den Krieg an Japan erklärt hat.

Die Potsdamer Konferenz zwischen Truman, Stalin und Churchill-Attlee wurde abgeschlossen. U. a. wurde beschlossen, daß ein ständiger Rat der Außenminister von Großbritannien, USA und Sowjetrußland gebildet werden soll, der seine Sitzungen in London regelmäßig abhalten wird. Ihm obliegt die Vorbereitung der Friedensverträge für Italien, Rumänien, Bulgarien, Ungarn und Finnland, sowie die Vorbereitung von Vorschlägen zur Regelung noch ungelöster territorialer Fragen und zum Friedensvertrag für Deutschland. Zur Behandlung Deutschlands wird bekannt gegeben, „daß das deutsche Volk weder vernichtet noch versklavt werden solle, sondern am Wiederaufbau auf demokratischer Grundlage mitarbeiten solle", Rede-, Presse- und Religionsfreiheit werden, soweit es die militärische Sicherheit erlaubt, zugesichert. — Deutschland wird völlig entwaffnet und entmilitarisiert, die nationalsozialistische Partei ausgetilgt, alle Nazigesetze über Unterdrückung gewisser Rassen, Glaubensbekenntnisse oder Parteien aufgehoben, das Gerichtswesen auf demokratischer Grundlage neu organisiert; die deutsche Wirtschaft soll dezentralisiert werden (Aufhebung der Trusts und Kartelle). Industrie- und Wirtschaftsanlagen in der russischen Zone werden als Schadenersatz an Rußland gehen, wie auch weitere Abgaben aus den andern Zonen. — Weite Gebiete im Osten gehen an Rußland und Polen über. Die deutschen Minderheiten aus Polen, Ungarn und der Tschechoslowakei sollen „in humaner Weise" nach Deutschland übergeführt werden.

Die Potsdamerkonferenz hat beschlossen, daß die Gesuche neutraler Staaten zum Beitritt zu den „Vereinten Nationen" zustimmend behandelt werden sollen, wenn diese die Voraussetzungen der Charta von San Franzisko erfüllen. Franco-Spanien ist davon ausgeschlossen.

Der von den Amerikanern an Frankreich ausgelieferte Exminister Laval traf in Paris ein, wurde verhaftet und hatte seine Aussagen als Zeuge im Prozeß um Pétain zu machen; weitere prominente Zeugen sprachen zur Entlastung oder Belastung des Marschalls.

Unter den neuen Ministern der englischen Regierung befindet sich eine Frau: Ellen Wilkinson, der das Unterrichtswesen anvertraut wurde.

In Rom starb hochbetagt Mascagni, der Komponist und durch „Cavalleria rusticana" berühmt Gewordene.

Der Krieg gegen Japan. Nachdem in pausenlosen Angriffen japanische Städte bombardiert wurden, hat nun der Angriff und die Zerstörung der Stadt Hiroshima durch eine Atombombe neue furchtbare Perspektiven für das immer noch nicht kapitulierende Japan ergeben.

VI.

Am folgenden Dienstag verspäteten wir uns alle bei Beginn der neuen Arbeitswoche. Selbst Duretour war zu nichts aufgelegt, und Bulldogge wurde mit dem Umlegen ihrer Schürze nicht fertig.

Der Meister tat, als ob er uns ausschimpfen müßte und sagte:

— Für Sie müßte Ostern wohl drei Feiertage haben?

Ich sah sofort, daß Sandrine nicht gekommen war, und ich wollte es Frau Dalignac melden, doch gerade in dem Moment sagte sie, als sie einen Brief öffnete, dessen Adresse kreuz und quer geschrieben war:

— Das ist sicher eine Kundin, die sich beschwert.

Jede blieb stehen und machte sich auf den Aerger einer Kleideränderung gefaßt, aber statt uns Erklärungen zu geben, wie es immer in solchen Fällen ihre Art war, betrachtete sie lange das Papier. Ihre Augen zuckten vor den zwei Linien zusammen, die oben auf der Seite standen, und schließlich las sie laut vor:

— Meine Sandrine ist tot. Jacques.

Es folgte ein Schweigen, und jeder wandte seinen Kopf nach dem leeren Platz von Sandrine, und niemand schien den Sinn des Briefes zu begreifen.

Auch ich betrachtete, wie die anderen, den leeren Platz, und im selben Augenblick sah ich die trüben Augen und das müde Lächeln von Sandrine am vorigen Sonnabend vor mir, und ich begriff, daß sie an dem Abend am Ende ihrer Lebenskraft gewesen war.

Frau Dalignac mußte sich dessen auch erinnern, denn ihr Blick, der erst in die Ferne zu schweifen schien, zog sich plötzlich zusammen, und ihre Hände begannen zu zittern.

Alle sprachen zu gleicher Zeit, um dieselben Worte zu sagen. Es war wie ein Zusammenstoß von Fragen, auf die keine Antwort kam.

Auf einmal ließ Bulldogge ein dumpfes Murren hören, dann nahm sie den Schemel von Sandrine und warf ihn so heftig auf den Boden, daß die Füße absprangen und er zusammenbrach.

Man wußte nicht recht, gegen wen diese Wut gerichtet war, die uns alle verdutzte.

Bergeounette schien bereit, sich auf jemand stürzen zu wollen, und die kleine Duretour sagte, als mache sie Sandrine einen Vorwurf:

— Aber, nachdem sie doch ihren Jacques wiedergefunden hatte...

Frau Dalignac hörte schnell auf zu zittern. Ihre sonst so sanften Züge waren empört, wie bei der Ankündigung einer unerträglichen Ungerechtigkeit. Und während der Meister nun den Brief las, nahm sie rasch ihren Hut und winkte mir, daß ich sie begleiten solle.

Im Zimmer von Sandrine war alles in Ordnung. Man spürte den Geruch des gewaschenen Fußbodens, und das kleine, weiße Bett schien das Zimmer ebensogut zu erhellen, wie die Aprilsonne.

Jacques lag halb auf dem Boden. Er erhob sich schwerfällig, während Frau Dalignac ihn hastig fragte:

— Wie ist das geschehen? Wo ist Sandrine?

Er wandte sein Gesicht zum Bett hin und antwortete:

— Sie ist da.

Man sah aber keine Anschwellung unter der Decke, nicht einmal am Fußende, doch Frau Dalignac bückte sich bereits und strich mit der Hand über die Länge des Bettes, als wolle sie sich vergewissern, daß Sandrine wirklich da war. Dann deckte sie das Gesicht auf und betrachtete es lange.

Jacques sagte: — Gestern ist sie gestorben.

Sein Mund zitterte, und seine Augenlider schlossen sich. Er versuchte seine Stimme zu festigen, indem er hinzufügte:

— Als ich hier ankam, hatte sie bereits ihr ganzes Blut erbrochen.

Eine Nachbarin trat lautlos, an einer Kinderschürze nähend, ein.

— Sie hat nicht viel Zeit gebraucht, um zu sterben, sagte sie zu uns.

Und mit derselben leisen und ruhigen Stimme erklärte sie:

— Die ganze Nacht hörte ich durch die Wand hindurch ihren Husten. Am Morgen hörte ich sie hin- und hergehen, und auf einmal hat sie geschrien: Jacques, Jacques. Sie hatte eine Stimme wie jemand, der um Hilfe ruft. Ich bin sofort zu ihr hineingegangen. Ich fand sie auf dem Fußboden, und sie brach. Sie brach ganz rot, und es hörte nicht auf. Da bekam ich Angst, ich wollte auch um Hilfe rufen. Sandrine hinderte mich daran und bat mich, Herrn Jacques zu holen.

Und als die Nachbarin ihre Näharbeit beendet hatte, steckte sie ihre Nadel an ihre Bluse und ging auf den Fußspitzen fort.

Jacques hatte seinen Platz auf dem Boden wieder eingenommen, und sein zurückgeworfener Kopf berührte jetzt das Gesicht von Sandrine.

Als wir ins Atelier zurückkamen, betrachtete ich Sandrines Platz mit dem heißen Wunsch, sie dort wiederzufinden. Aber dort war nur der Schemel, der mit zerbrochenen Füßen auf dem Boden lag. Frau Dalignac wollte den anderen sagen, was sie erfahren habe, aber ihre Kehle war wie zugeschnürt, und ich mußte für sie sprechen.

Ich spürte auch ein Würgen, und es wurde mir nicht leicht, alles in einem Zug zu sagen. Und als die Arbeiterinnen alle Einzelheiten, die uns die Nachbarin erzählt hatte, kannten, sagte Bulldogge grob zum Meister:

— Ostern war für sie kein Fest.

Am nächsten Tag, zur Stunde der Beerdigung, trat ein Mann bei Sandrine ein. Er trug einen langen Kasten aus rohen Brettern. Sein Blick suchte Platz dafür im Zimmer. Frau Dalignac und ich mußten hinausgehen, um einen kleinen Raum in der Mitte freizumachen. Trotzdem stieß der Sarg, als er nun hingestellt wurde, gegen die Füße von Jacques, der schon bis zur Fensternische zurückgewichen war.

Ein anderer Mann brachte den Sargdeckel, und alle beide hoben die Tote auf, um sie in den langen Kasten zu legen. Sandrine war in ein zerrissenes Leintuch eingehüllt, und die auf der Brust gekreuzten Hände wurden durch den Riß sichtbar.

Und während einer der Männer versuchte, dem Kopf die richtige Lage zu geben, glitt das Taschentuch, das ihre Locken zusammenhielt, herunter und legte sich wie ein breites Band um ihre Stirn.

Jacques sah wortlos zu. Als man aber den Deckel aufsetzte, schien er den Kopf zu verlieren. Er stieß die Männer zurück und kniete neben Sandrine nieder. Er hob das Band hoch, das Sandrine wie eine ganz in Weiß gekleidete Heilige erscheinen ließ und flehte:

— Habe Mitleid mit mir, Sandrine... Geh nicht von mir fort.

Er zeigte derart den Kummer seines Herzens, daß die Männer ihn nicht zu entfernen wagten. Der Nachbarin und Frau Dalignac gelang es schließlich, ihn fortzuführen, während er immer noch flehte:

Kleine Rundschau

Szv. Das **Berner Kunstmuseum hat einen Teil** seiner Ausstellungsräume einer ungewöhnlich reichhaltigen Sammlung von Ikonen, Kunstgewerbe und Miniaturen zur Verfügung gestellt, die in ihrer Gesamtheit ein eindrückliches Bild von der religiösen Kunst der griechisch-orthodoxen und der russischen Kirche vermittelt. Die Ausstellung ist um so sehenswerter, als es sich um Kunstwerke aus schweizerischem Privatbesitz handelt, die sonst der Oeffentlichkeit nicht zugänglich sind. Bilder des Trecento, die das Museum dem Legat Adolf von Stürlers verdankt, bedeuten eine willkommene Ergänzung der Schau, ist in ihnen doch deutlich der Einfluß der byzantinischen Ikonen auf die abendländische Malerei festzustellen.

Aus Anlaß der in Bern stattgefundenen Jahresversammlung des Schweizerischen Verbandes für Gewerbeunterricht führt die Gewerbeschule der Stadt Bern in der Schulwarte bis Ende September eine sehr instruktive Ausstellung von Schülerarbeiten durch, die an Hand eines übersichtlich geordneten Materials erkennen läßt, wie die praktische Lehre beim privaten Meister durch die Berufsschule ergänzt wird und wie vielseitig das Arbeitsgebiet einer neuzeitlichen Gewerbeschule ist. Die Ausstellung ist keineswegs nur für Lehrer an Berufsschulen und Lehrmeister, sondern auch für ein weiteres Publikum von großem Interesse. ro.

Eine Ehrung. „Der Senat der Universität Genf hat Herrn Prof. Dr. C. G. Jung den Docteur des Lettres honoris causa verliehen. Es ist dies das erste Ehrendoktorat, das ihm die Universitäten seines Vaterlandes verliehen haben, nachdem er schon von nachstehenden Universitäten des Auslandes den Titel eines Ehrendoktors erhielt: 1909 Clark-University, 1912 Fordham-University, 1936 Harvard-University, 1937 Hindu-University von Benares und Mohammedan-University von Allahabad, 1938 Universität von Calcutta, Universität von Oxford.

Am Staatsbürgerkurs in Bauterbrunnen sprach Frau Dr. Huber-Bindschebler, Glarus, über die „Kulturaufgaben der Frau". Eine so umfassende, ins Zentrale gehende Auseinandersetzung mit dem Wesen der Frau und ihrer Stellung in der Familie und im Staat hat wohl selten eine Schweizer Frau zu geben vermocht. Langanhaltender Beifall zeugte davon, wie sehr die Referentin ihre Zuhörer und Zuhörerinnen zu ergreifen vermochte.

Schweizerdeutsch als internationale Umgangssprache. Aus Flüchtlingskinderlagern wird gemeldet, daß sich die Kinder von zehn oder noch mehr verschiedenen Ländern im Hüttenbuch der Jugendherbergen wohl alle in ihren Landessprachen einschreiben, aber daß sie unter sich als Umgangssprache Schweizerdeutsch eingeführt hätten, das von den meisten schon gut verstanden und von vielen gut gesprochen werde.

Ellen Wilkinson, die bekannte, temperamentvolle Sozialreformerin, ist von Attlee mit dem Erziehungsministerium betraut worden. Das englische Volk nennt sie die „Rote Ellen", einen petit-nom, den sie einerseits ihrem schönen, rotblonden Haar, und andererseits ihrer politischen Arbeit als begeisterte Sozialistin verdankt. Wir Schweizerfrauen freuen uns immer — nicht immer ganz neidlos — über die Anerkennung der Frauenarbeit in anderen Ländern.

Die Atombombe

Amerika gibt die Erfindung und den Einsatz eines neuen Kampfmittels bekannt, die Atombombe, die am 6. August zum erstenmal gegen Japan verwendet worden ist. Man erschaudert, wenn man hört, daß ihre Wirkung derjenigen von 20 000 Tonnen der bisherigen entspricht, und die einzige Beruhigung in der Sache ist, daß es Amerika ist, das über diese neue Vernichtungsmöglichkeit verfügt. Außer der Zerstörungswirkung sollen auch große Möglichkeiten friedlicher Nutzbarmachung dieser neuen Energiequellen bestehen, mit denen sich die Wissenschafter der Welt eingehend beschäftigen werden und die vielleicht einmal radikaler über Krieg und Frieden entscheiden werden als alle Konferenzen der Welt.

Das Bundesfeier-Komitee

schreibt: Die Erfahrungen vom letzten Bundesfeiertag haben gezeigt, daß der Appell für unsere notleidenden Mütter gehört und verstanden worden ist. Die Medaillen mit dem sinnigen Mutterbildnis sind gerne gekauft worden und haben mit ihrer rotweißen Dekoration dem Straßenbild eine festliche Note gegeben. Diese rege Anteilnahme muß um so mehr anerkannt werden, als es an Gelegenheiten, zu schenken, in letzter Zeit wahrlich nicht gefehlt hat.

Es ist nun zu hoffen, daß auch der Verkauf der Bundesfeier-Karten und -Marken mit einem schönen Erfolg abschließe, damit die Bundesfeier-Aktion dieses Jahres zu einem Lichtstrahl für manche müde und bekümmerte Mutter werde. Allen denen, die für die Vorbereitung und Durchführung der Sache tätig waren, und auch allen Spendern, zu denen wir mit ganz besonderer Genugtuung das Zentralkomitee für den Schweizerischen Muttertag mit seiner Gabe von Fr. 2000.— zählen, herzlichen Dank.

Die Rückwanderer

In den kritischen Tagen, da sich die französischen schweren Tanks und Panzerwagen und wendigen amerikanischen Jeeps immer schneller unserer Grenze entlang fortbewegten, stauten sich die Flüchtlinge immer mehr und mehr vor unsern Grenzübergängen. Müde, hungrig, fast alle schlecht gekleidet, viele unter ihnen seit Tagen und Wochen auf den Heerstraßen der Völkerwanderung, kamen sie an und begehrten Einlaß in unsere gastliche, vom Krieg verschonte Schweiz. Viele trugen die karge Last ihrer übrig gebliebenen Habe in Bündeln mit sich, andere zogen sie aufgetürmt auf kleinen Wagen und Wägelchen aller Art hinter sich her. Es war ein kunterbuntes Gemisch von Menschen aller Rassen und Völker: Wehrmachtsangehörige in ganzen Formationen, freigelassene Kriegsgefangene, Häftlinge aus Konzentrationslagern, Fremdarbeiter, Männer und Frauen, Rückwanderer, Schweizer mit ihren Familien, unter ihnen ihrer viele, die die Schweiz noch nie gesehen. Es muß ein trauriges Heimkommen sein ohne Geld und Gut, unter ihnen solche mit angesengten Kleidern, notdürftig ausgerüstet für die mühsame Reise, unsern Sitten und Lebensarten entfremdet, nicht einmal unserer Dialekte mächtig! — An die 150 wurden an einem Tage hereingelassen, sie alle hatten einen Schweizerpaß oder sonstwie eine Legitimation, daß sie unseres Staates Bürger seien! Auch sie mußten in ein Quarantänelager, auch sie mußten wie alle andern alles über sich ergehen lassen, was getan werden mußte, um Seuchen und Ungeziefer von unserer Bevölkerung fernzuhalten! Und da stand am Ende der langen Kolonne noch eine Frau am Schlagbaum. Sie sprach ein urchiges Schweizerdeutsch, den Dialekt eines unserer größten Kantone, sie hatte ihre Jugend und Schulzahre in der Schweiz verbracht, hatte alle ihre Geschwister, ihre Eltern und Verwandten nicht fern der Grenze in der Schweiz; aber sie hatte keinen Schweizerpaß, sie war keine Schweizerbürgerin mehr, weil sie einen Deutschen geheiratet hatte. Sie hat ihren Mann im Volkssturm noch in den letzten Tagen des Kampfes verloren. Ein Sohn war an der Ostfront gefallen und der zweite wurde ihr als vermißt, gefangen oder interniert meldet. Sie beteuerte, immer Schweizerin geblieben zu sein im Herzen trotz allem. Sie habe kein Heim, kein Hab und Gut mehr, nur noch ihre Familie in der Schweiz. Es war sehr, sehr schwer für diese Frau; aber sie mußte warten endlose Stunden und hinüberschauen über den Schlagbaum in das Land ihrer Jugend, in ihre Heimat.

Es wurde telefoniert, telegraphiert, sie mußte warten. — Und mittlerweile hörte sie die Rückwanderer aus dem Norden, aus dem Baltikum, von der Ostmark und von da und dort in fremden Idiomen reden, sie wußte, diese Menschen kamen in eine für sie ganz fremde Welt, aber sie hatten einen Schweizerpaß, und sie hatte das Bürgerrecht durch ihre Heirat verloren.

Wie mag ihr zumute gewesen sein, als sie nach langen Stunden am Zoll ihre betagte Mutter erkannte, die herbeigeeilt war, um den Einlaß ihrer Tochter zu erwirken? Es war ein herzliches Wiedersehen als die betagte alte Frau ihr vom Kriege schwer geprüftes Kind heimholte in die liebe, alte Heimat, die kleine, manchmal leise belächelte Schweiz! M. Sch.

VIOLA!!

Soll nicht der große Trust noch größer werden, verwende dieses herrliche trustfreie Speisefett aus schweizerischem Betrieb!!

Wertbeständige Möbel

MIT SCHÖNEN STOFFEN, TEPPICHEN UND VORHÄNGEN GEBEN IHRER WOHNUNG EINE PERSÖNLICHE NOTE. BESICHTIGEN SIE UNSERE AUSSTELLUNG

MEER

ATELIER FÜR MÖBEL + INNENAUSBAU

MEER + CIE AG. BERN

40 JAHRE MERKUR-QUALITÄT

Frauen, berücksichtigt beim Einkauf unsere Inserate

Der Inserent hilft uns, die Käuferin hilft ihm

Bei Geldbedarf

wenden Sie sich an uns. Wir prüfen jedes Gesuch aufmerksam und beraten Sie gerne.

SCHWEIZERISCHE VOLKSBANK

Ernst

„Guets Brot"

„Feini Guetzli"

Seefeldstraße 119 Tel. 24 77 60

Seefeldstraße 212 Tel. 24 57 44

Forchstraße 37 Tel. 32 09 75

Zollikon, Dufourplatz Tel. 24 96 49

Tea-Room Bahnhofplatz 1 Tel. 23 12 72

INNENDEKORATION

Tapeten Spörri

FÜSSLISTRASSE 6 ZÜRICH TEL. (051) 23 56 00

Wieder Bohnen billig einmachen

Bohnen werden kaum mehr billiger, darum Vorräte anlegen. Das hier folgende Rezept mit Garantie ausprobiert ist bei richtiger Befolgung absolut sicher

Rezept: Zarte Bohnen in siedendem Salzwasser leicht schwellen, abtropfen und unter ausgebreitetem Tuch erkalten lassen, in Einmach-Gläser schichten, ½ verdünnten Aeschbach-Kräuteressig kalt darüber gießen, bis Bohnen völlig bedeckt sind. Luftdicht verschließen, kühl aufbewahren. Vor Verwendung zu Salat rasch abkochen. Man kann sie auch als Zwiebeltunke zubereiten. Möglichst keine gedüngten Gemüse verwenden. Geht einfach, schnell, sicher. Wertvoller Winter-Vorrat

Fr. 1.30 per Liter in Drogerien und Lebensmittelgeschäften. Gratis-Muster und Rezepte von Essigfabrik Aeschbach, Winterthur

Aeschbach Kräuter Essig

Der heimelige Teeraum Marktgasse 18

Gipfelstube

W. BETTSCHEN, BERN

Das Vertrauenshaus für

BETT-
TISCH- und
KÜCHENWÄSCHE
in Leinen und Halbleinen

Leinenweberei Bern AG., Bern

City-Haus Bubenbergplatz 7

— Habe Mitleid, meine Sandrine.

Die kleine Photographie der Kinder blieb schief an der Wand hängen, und es schien, als beugten die Kinder sich vor, um zu sehen, was man mit ihrer Mutter anfange.

Als ich näherkam, um das Bild zurechtzurücken, fragte mich einer der Männer:

— Gehören diese beiden schönen Kinder der Toten?

Ich nickte ja.

Da nahm er die Photographie aus dem Rahmen und schob sie unter die Hände von Sandrine, die durch das zerrissene Tuch zu sehen waren. Dann betrachtete er den engen Korridor vor der Tür und sagte:

— Man wird sie stehend hinaustragen müssen.

Mitleidig fuhr er fort:

— Nicht etwa, weil sie schwer ist, aber diese schlechten Kästen sind zerbrechlich, und wenn man sie durch die Stockwerke schleppt, fürchtet man immer einen Unfall.

Und als der Augenblick gekommen war, die Tote herunterzutragen, zog ein Mann ein starkes Seil aus seiner Tasche und legte es fest, in der Mitte, um den klapprigen Kasten. (Fortsetzuung folgt.)

Kleine Sommerbilder

Von Ida Frohnmeyer

Soll heißen: kleine Augenblicksbilder, wie sie sich dem durch die Straßen Schlendernden darbieten zu einer Stunde, da die Sonne so hoch gestiegen, daß sie ihren herrlichen Glanz auch auf ein sonst stiefmütterlich behandeltes Zwischenhöfchen und in das allerverzwickteste Sackgäßchen gießen kann.

Ich weiß, es gibt Leute, die beim Lesen dieser Worte das Nastuch hervorholen und sich die Stirne wischen. Ich kenne solche Leute aus allernächster Nähe, und es gibt Zeiten, da sie einen ganz und gar unchristlichen Haß in mir wachrufen. Das ist, wenn sie mit souveräner Verachtung auf das frierende Menschenbündel schauen, das doch wahrhaftig nichts dafür kann, daß es unter einer heißen Sonne die Augen aufgetan und deshalb unter unserm neunmonatigen Winter leidet.

Aber wenn wirklich einmal der Sommer bei uns einzieht, dann schmilzt der Hochmut jener Leute, und es wäre jetzt an mir, die ich kühl und beseligt einherschreite und die Sonne mit allen Poren in mich einsauge, ja, nun wäre es an mir, souveräne Verachtung zur Schau zu tragen. Aber ich bin viel zu glücklich dazu. Ich fürchte, ich könnte mir meine Sonnenseligkeit durch ungute Gedanken verkürzen...

Doch nun ein paar meiner Sommerbildchen!

Ich beginne mit dem erfrischendsten, das jedem unter der Sonne Seufzenden Kühlung spendet: Ein Eisengitter grenzt den Garten gegen die Straße ab. Aber menschenfreundlicherweise ist es nicht so hoch, daß es einem den Blick auf den herrlichen grünen Rasen mit der tiefschattenden Kastanie und dem blühenden Rosenbeet verzagen würde. All diese Herrlichkeiten aber treten zurück, sobald man der beiden Menschlein ansichtig wird, die, mit paradiesischer Schlichtheit bekleidet, wie zwei allerschönste Blumen im Rasengrund stehen. Freilich nur augenblicksweise! Im nächsten Moment schon überkugelt sich die Eva, und der Adam läßt sich in die flache Badewanne nieder, daß das Wasser bis zur kugelnden Eva spritzt. Doch sie versteht sich auf Vergeltungsmaßnahmen: im Nu ist ein grünes Kännchen ergriffen, und der Adam erhält zum Sitzbad eine unerwartete Dusche. Wie sie lachen, die beiden Menschlein! Ich kann nicht anders, ich muß ihnen einen Gruß zurufen... Einen Augenblick erstarrtes Staunen. Aber dann winken sie, mit eifrig suchtelnden Händen, bis der große Mensch, der draußen vor dem Paradies steht, weiter geht.

Ein anderes Bild. Oder nein, eigentlich handelt es sich um eine ganze Reihe Bilder, denn ich denke an den vormittäglichen Marktplatz mit seinem Farbenzauber von Früchten und Gemüsen, von Topf- und Schnittblumen. Oh, ihr Sonnenfeinde, müßt nicht auch ihr zugeben, daß das ein erfreuliches Bild ist, als wenn die Marktfrauen fröstelnd unter ihren triefenden Schirmen kauern! Hört ihr nicht, wie die Erbsen und Spargeln und Bohnen und vor allem die blühenden Tomaten wie im Märchen rufen: nimm mich mit! — Und vollends die Früchte, die Blumen alle — wie lodert das Rot der Mohnblüte, das Gelb der Sonnenblume! Wie zärtlich schmeicheln Farben und Duft der süßen Wicken!

Viele Straßen führen vom Marktplatz weg. Aber welche immer man gehen mag — es fällt einem plötzlich auf, daß die Blumen des Marktes mit uns Schritt halten. Oder besser: etwas, das an sie erinnert. Noch nie hat der Sommer uns Frauen solch blumenbunte Kleider beschert, und auf die Hüte steckt er gar ein fröhliches Meieli, als wollte er sagen: schmückt euch, Kinder der Stadt, schmückt euch wie meine Kinder, die draußen in Aeckern und Wiesen stehen!

Dann komme ich an einem Gebäude vorbei, das mich in aller Wohlbekanntheit so fremd anschaut, daß ich den Schritt verhalten muß. Aber es stimmt, es ist wahr und wahrhaftig das Theater, das da steht und in wohligen Sommerschlaf gesunken ist. Nirgends ein Programmkasten, nirgends ein vielversprechendes Riesenplakat, keine Photos, keine Lockrufe irgendwelcher Art. Himmel, wie mag nur unser liebes Theater den kurzen Sommerschlaf genießen! Ich versuche es, mich in seine Seele zu versetzen: kein eiliges Hin und Her und Türenzuschlagen, keine stundenlangen Proben, kein Aerger über leere Stuhlreihen, über rücksichtsloses Zuspätkommen, über schlechte Finanzen, über liebenswürdige Kritiker... Gute Ruh, alter Freund, gute Ruh und schöne Träume ... Träume, mit denen du uns in den kommenden grauen Wintermonden verzaubern wirst...

Aber weg mit dem bloßen Gedanken an kommendes Grau! — Jetzt herrschen die blauen Tage, die Tage, die in frühester Frühe beginnen, so daß uns beim Erwachen schon das selige Licht begrüßt. Und es begleitet uns bis tief in die Abend- und Nachtstunden hinein, und selbst wenn es endlich, endlich verblaßt, herrscht doch keine lastende, keine schwermütige Dunkelheit.

Auf allen Terrassen blitzen Lichter, aus den weitgeöffneten Fenstern der Häuser fällt es in breiten Bändern auf die Straße. Denn wer vermöchte zur Ruhe zu gehen, wenn die Sommernacht ihre Augen auftut? Aus den Gärten quillt Rosen- und Nelkenduft. Und leuchten nicht auch jetzt noch die roten Blumensäulen der Malven und dort im Gebüsch die weißen Sterne des Jasmin?

Ah, ich glaube, lieber Sonnenfeind, dieses Bild der Sommernacht wird auch deine Zustimmung finden. Zum mindesten wirst du erlöst aufatmen, wirst die Arme recken und dabei vielleicht sogar plötzlich den Himmel mit seinen Sternen entdecken.

Es git nüt bessers als PERSIL

PD 401 a

Freiplätze gesucht!

Das Schweizerische Rote Kreuz, Kinderhilfe, Sektion Zürich, benötigt dringend Freiplätze für 150 Kinder tschechischer Nationalität, die im August aus Frankreich zu einem dreimonatigen Erholungsaufenthalt in die Schweiz kommen werden. Die Kinder sprechen französisch.

Schriftliche Anmeldungen von Pflegeeltern nimmt die Sektion Zürich des Schweizerischen Roten Kreuzes, Kinderhilfe, Geßnerallee 15, Zürich, mit herzlichem Dank entgegen.

Wünsche

Am meisten liebte ich als Kind die Märchen, wo eine gütige Fee dem Menschen drei Wünsche freistellt, und nichts hat mich gleichzeitig so empört wie die törichten Dinge, die da erfüllt wurden. Mir würde das schon nie passieren, dachte ich überzeugt, daß mir — schwups — ein Paar Bratwürste an der Nase baumeln würde, und ernsthaft rechnete ich mir damals drei Wünsche aus, die mir die Seligkeit des Kinderhimmels vollkommen machen würden: Eine Puppe, die sprechen und gehen könnte, ein Bilderbuch, das mit allem Umblättern nie nie zu Ende wäre, und zuletzt — weise Vorsorge für die Zukunft — daß ich einmal so groß und so klug würde wie meine Mutter, mit einem großen Ring am Finger und gedrehten Schläfenlocken...

Als an einem jener seidenweichen Abende im Spätsommer eine Träne des heiligen Laurentius in feurigem Bogen dem Himmel entlang fuhr und unser Gespräch stockte — „wünsch dir etwas," flüsterte jemand — da dachte ich noch an genau so Unerfüllbares wie damals als Kind. Denn das macht ja den geheimen Reiz dieser Wünsche aus, daß sie sich nicht erfüllen, sonst ginge es einem wie der Fischersfrau im Märchen, der Ilsebill, die, weil sie sich (in ihrem Hochmut) nichts Irdisches mehr zu wünschen weiß, wieder in ihrer elenden Hütte landet.

Wenn ich nun tatsächlich einen Wunsch tun dürfte, dann wünschte ich mir — unverantwortlich erscheint das heute — ich wünschte mir, auf die Suche nach „meinem Haus" gehen zu dürfen. Der antike Held suchte das goldene Vlies, der Ritter den Gral, der Romantiker die blaue Blume, und ich suche mir eben mein Haus.

Ich würde also auf die Reise gehen, vergessen daß Krieg ist, vergessen Schuld und Blut und Tränen, und fremde Länder sehen: helle Nächte des Nordens, Birkenwälder, ein Meer, das feine Runen in den Sand gräbt und einen Wolkenhimmel, wie aus Tulpenblättern zusammengesetzt... Dort würde ich mir vielleicht eine Bauerntruhe erstehen, tief und mit dem Duft nach Sonntagskleidern und Vergangenheit, wenn man den Deckel hebt, und würde weiter ziehen, mir im Süden einen tanzenden Satyrn ausgraben und Scherben alter Gläser, die schöner sind als alles Vollendete unserer Zeit. Weiterhin führe ich auf breiten Strömen in seltsamen Schiffen, fände buntgewirkte Tücher und innige Madonnenbilder, und dann, eines Tages, fände ich mein Haus:

Es liegt in einer warmen Mulde, vom Wind geschützt, und der Garten wuchert so wild, daß er fast über dem Hausbach zusammenschlägt — steile Malven und Fingerhutstauden, die holden Kindergesichter der Zinnien und das Preziöse halbgeöffneter Lilien. Und Sonnenblumen, blauer Rittersporn und viele wilde Rosen... Klammender Efeu und runde Pfeifenstrauchblätter bilden eine heimliche Laube, wo abends eine mückenumschleierte Lampe brennen wird. — In allen meinen Wünschen sehe ich nur erst den Garten erlebe einen schönen Sommertag in ihm, rieche heiße Erde und sonnbeschienene Blätter, die Süße einer reifen Erdbeere, einer vollerblühten Rose. Und dann neigt der glastige Nachmittag sich sanft dem Abend zu mit Käuzchenruf und flüsterndem Wasser, Blättern, die sich einrollen, und träumenden Blütenkelchen. Ein struppiger kleiner Igel macht seine verstohlene Runde...

Weiter komme ich nicht in meiner Wunsch-Phantasie. Das Haus bleibt mir bis heute verborgen, verkörpert vage nur Geborgensein und Wärme: Flammenschein eines offenen Feuers spielt über lederne Buchrücken, das nachgedunkelte Bild an grobverputzter Wand und zuckt im Pelz und den rätselvollen Augen einer schwarzen Katze, die zusammengerollt vor dem Kamin liegt, auf unhörbare Dinge lauschend. —

Das ist alles, was ich bisher weiß, aber schließlich muß ich mir auch noch etwas wünschen und ausmalen können, wenn ich einmal vierzig bin. Denn das Schlimmste am Altwerden, scheint mir, sind nicht die Runzeln und nicht die grauen Haare, sondern das Gleichgültigsein den schönen Träumen gegenüber, die Phantasielosigkeit im Wünschen.

Ursula Hungerbühler

Demokratisierung der Kunst

Vor dem Kriege waren es immer die gleichen Kreise, die an allen geistigen Schöpfungen teil hatten. Vielleicht wird es immer eine Elite der Menschen geben, eine führende kleine Schicht, die geistig voraus ist. Aber so wie es war, kann es doch nicht bleiben. Eine kleine Schar Gebildeter, vielleicht wirklich empfindsamer Menschen mit feinem Sinn für alles Schöne, mit einer eigenen Sprache, die eben nur jene Gebildeten verstehen, und ganz abseits und gar nicht zusammenhängend mit dieser kleinen Schar die großen Massen des Volkes, sehr ferne all jenen Schätzen des Geistes und der Kunst, allein gelassen im mühseligen Kampf des Alltags und der materiellen Existenz, auf plumpe Zerstreuung und Vergnügen gerichtet, mit billigen und schlechten Filmen zufrieden und einem geistlosen Sport.

Die große italienische Pädagogin Montessori, deren revolutionäre Erziehung man noch gar nicht erfaßt hat, hat davon geträumt, daß die Schönheit und die Kunst allen Kindern zugänglich gemacht werde. Sie glaubte an die herzensbildende Kraft der Kunst. Und darum darf die Schönheit nicht ein Privileg sein. Darum muß sie in Kinderkrippen und Primarschulen eingeführt werden, darum sollen in den Unterrichtszimmern aller Schulen freundige und schöne Bilder die Wände schmücken und die Schulstube nicht muffig und erdrückend, sondern hell und heiter sein. Sie, die Italienerin, mit dem angeborenen Gefühl für Form und Farbe, erkannte in der Kunst ein Werkzeug für die Bildung des Charakters. Damit aber hört die Kunst auf, ein Sondervorrecht und ein bloßer Genuß zu sein. Die äußere Schönheit soll die Schönheit der Seele wecken, das ist ihre Mission. So gesehen aber, geht die Kunst alle an und muß mit allen Schichten von Jugend an zugänglich gemacht werden. Wie unfruchtbar und isoliert war doch diese künstlerische Clique schon geworden. Die neueren Dichter schrieben immer für das gleiche auserlesene Publikum. Die Komponisten wußten sich nur von diesen verstanden, eine böse Fachsimpelei war eingerissen, die Kunstgeschichte war ebenso wichtig geworden wie das Kunsterlebnis, und wie die Menschen Religionswissenschaft trieben, statt religiös zu leben, so durchforschten sie die Geheimnisse des künstlerischen Schaffens, statt von der Schönheit Impulse für ihr tägliches Leben zu empfangen. Was ist ein Theaterbesuch wert, ein Konzert, eine Galerie, aus denen wir nicht Kraft und Willen zur Gestaltung unseres Lebens bekommen?

Den großen Idealisten eines vergangenen Deutschlands — Schiller, Goethe, Herder — schwebte etwas vor wie eine moralische Erziehung des Menschengeschlechts durch die Kunst. So sah vor allem Schiller die Schaubühne als Instrument der Charakterbildung an. Eine Schönheit, die man nur ansieht und genießt — was soll sie uns? Eine Bildung, die nicht das Herz des Menschen und seine Gesinnung ergreift, ist gefährlicher Plunder. Aber, wie weit waren die Künstler unserer Gegenwart von solch hoher Auffassung der Kunst! Fühlten sie sich nicht alle wie kleine Götter? Und wurde nicht wirklich mit den Künstlern ein Kult getrieben, als wären sie es? Gab es noch die bescheidene Demut eines mittelalterlichen Malers oder Dombaumeisters, der sich selbst nur als Werkzeug eines Höheren empfand, als Mittler zwischen einer göttlichen Welt des Schönen und der Welt des Menschen? War nicht jeder kleinste Literat durchdrungen von seiner Wichtigkeit und erfüllt von den ehrgeizigen Plänen für seine Person? Was kümmerte ihn das Volk? Er schrieb für einen kleinen ästhetischen Kreis.

Es ist kein Geheimnis, daß die „Volkskunst" kein wirkliches Leben mehr hat. Es gibt keine Meistersinger, keine Volkslieder, keine Volksfeste mehr. Es gibt auch keinen wirklich guten Geschmack. Und nur ganz vereinzelt, aus alter Tradition, gibt es noch ein Kunstgewerbe. Aber die Phantasie des Volkes hat keine bildende künstlerische Kraft mehr. Und das läßt sich auch kaum künstlich ändern. Eine angesehene Bauerstochter heiratete. Sie zeigte mir ihre Hochzeitsgeschenke — es war erschreckender Kitsch; Nippes und unschöne Bilder, geschmacklose Kleinigkeiten, wie sie kein Arbeiter in der Stadt mehr angeschafft hätte. Fragen der Kunst ergreifen die Massen nicht mehr. Das war zu andern Zeiten anders. Dem Leben noch nähere, brennendere Fragen beschäftigen heute die vielen. Hat die Kunst ihre Rolle ausgespielt? Hat sie keine Macht mehr für die Gestaltung der Gegenwart und der Zukunft? Ist die Not des Lebens zu groß geworden und keine Zeit da für die Bilder der Ewigkeit? Das glaube ich nicht. Im Gegenteil. Je mehr die Hölle von der Erde Besitz nehmen will, um so mehr bedürfen wir der guten und himmlischen Geister, deren Abglanz die wirkliche Kunst ist. Aber die Künstler müssen erst wieder lernen, daß sie Diener der Menschheit sind. Die Gebildeten müssen lernen, daß die Schönheit mahnt und verpflichtet, daß sie im groben Stoff des Alltags verwirklicht werden will und die Kluft zwischen diesen Gebildeten und den großen Massen muß aufhören. Sie hat zu einer bösen Täuschung geführt, zu einer Scheinkultur, in der Raum blieb für niedrige und gemeine Instinkte. Kunst darf nicht eine Sache der Bildung sein; sie geht den Charakter an, sie hat kein Recht zu existieren, wenn wir nicht für Freiheit und Würde des Menschen sorgen, und sie ist ein Gnadengeschenk, auf das ausnahmslos alle Anspruch haben.

Dr. E. H.

VON BÜCHERN

Martin Flavin. Reise ins Dunkel. Aus dem Amerikanischen übersetzt von N. O. Scarpi. Steinberg-Verlag, Zürich, 520 S.

Ein guter Roman, gut übersetzt. Die Geschichte eines begabten Knaben, der, Kind eines schwerfällig-hilflosen Vaters und einer tapferen sensiblen Mutter, allein seinen Weg aus dem Armeleuteviertel einer kleinen Stadt zu Bildung, Leistung und Erfolg suchen muß. Mancherlei Einblick in spezifisch amerikanische Verhältnisse, in die Bindungen und Spannungen zwischen Individuum und Familie, zwischen arm und reich, zwischen Mann und Weib geben dem Roman einen Tiefgang und einen Reichtum an psychologischen Nuancen, wie er nicht in allen Amerikanerromanen üblich ist. Der Held, Dam Braden erreicht nach verbissenem Ringen seine gestellten Ziele: Reichtum und die Ehe mit dem in der Kindheit schon verehrten Mädchen aus der tonangebenden Familie des Städtchens, doch ist dies kein happy end. Frieden findet der alt gewordene Mann erst im wieder vereinfachten Leben, nachdem Schicksalsschläge (der einzige Sohn fällt im Weltkrieg als Flieger) ihn weise und genügsam werden ließen. eb.

Vergißmeinnicht ein Gedenkbuch für junge Menschen mit Lebensweisheiten großer Geister für alle Tage des Jahres. — Ausgewählt und herausgegeben von Fritz Arnold. Charme Verlag, Zollikon.

Durch diese künstlerisch ausgestattete Neuerscheinung hat es der Charme Verlag unternommen, einem schönen alten Brauch neuen Impuls zu geben. Dieses Vergißmeinnicht ist auf leicht getöntes, schreibfähiges, holzfreies Papier gedruckt, in den drei Nuancen: bleu, rose und vert, je mit dem entsprechenden Einband: bleu foncé, vieux rose und vert foncé. Von jeder Farbe sind zwei Einband-Sujets erhältlich. Im Text eingestreut sind 12 Federzeichnungen bekannter Künstler. Ein niedliches Lesezeichen aus weißer Wohlener Flechtlitze, das in der Einbandfarbe eingefaßt ist, sowie eine aparte Schutzhülle vervollständigen dieses reizvolle, schmiegsam eingebundene Bändchen.

Die vom Herausgeber sympathisch getroffene Auswahl aufbauender Lebensweisheiten und die liebevoll erdachte Ausstattung machen das Vergißmeinnicht des Charme Verlages zu einem Werklein von hohem geistigem und künstlerischem Wert. Jedem jungen Menschen möchte man dieses sinnreiche Geschenk voll edler Gedanken, auf seinen Lebensweg mitgeben.

Le Grand Cannon Jr.: Schau auf zu dem Berg. Roman aus dem Pionierleben. Rascher-Verlag, Zürich.

500 Seiten — ein breit angelegter, erzählender Amerikaner-Roman aus der Pionierzeit zu Ende des 18. Jahrhunderts. Der sympathische junge Held, verschupfter Sohn eines trunksüchtigen Bauern, entschließt sich zur Siedelung im Norden des Landes, als er der Liebe eines tapferen jungen Mädchens sicher ist. Die beiden werden unter dramatischen Umständen getraut. Die lange Stromfahrt des jungen Paares im Birkenrinde-Canoe, Schönheiten und Gefahren des Lebens in der Wildnis, die Härte des Existenzkampfes in den langen Wintern in großer Einsamkeit, nachbarliche Hilfe unter den weit auseinander wohnenden Siedlern, der Aufbau des Heimes und der Familie in gemeinsamem Schaffen, all dies ist fesselnd und sympatisch dargestellt. — Ein guter Unterhaltungsroman, der zugleich Landschaft und Geschichte einer nordamerikanischen Siedelung bekannt macht. eb.

John Scott: Jenseits des Urals; die Kraftquellen der Sowjetunion. (Bermann Fischer Verlag, Stockholm).

Besser als die zensurierten offiziellen Meldungen oder die unkontrollierbaren Reporterberichte werden im Buch von Scott eine Menge von Tatsachen über Rußland berichtet. Der junge Amerikaner Scott lebt 5 Jahre als Arbeiter in Sowjetrußland und schildert aus eigener gründlicher Erfahrung das Leben und Arbeiten in der neu gegründeten Industriestadt Magnitogorsk, jenseits des Ural. Hochöfen erstehen, Stahl wird fabriziert, Elektrizitätswerke, Fabriken werden gebaut und in Betrieb gesetzt, eine Stadt wächst in vorher unwirtlicher Gegend, in welcher äußerst harte Winter überstanden werden müssen. Ingenieure und Arbeiter — unter letzteren viele ehemalige Bauern (Kulaken) und Strafversetzte — leben unter unvorstellbar harten Verhältnissen. Unfälle und Todesfälle sind häufig, aber Menschen sind ja zur Weiterarbeit stets aufs neue herzudirigieren möglich. Schulen entstehen, in denen des Abends mit großem Eifer die Weiterbildung betrieben wird; die Begeisterung, der Ehrgeiz sind groß unter den jungen Menschen; der unerschütterliche Glaube an den Aufbau einer neuen Welt, einer mächtigen Nation ist spürbar. Sehr interessant sind die vielen statistischen Angaben und genauen Unterlagen, welche die Lebens- und Arbeitsweise in diesem entlegenen Teile des großen Landes, die rapide industrielle Entwicklung anschaulich machen. Ohne einen Lobgesang auf das heutige Rußland anzustimmen, versteht es der Autor, die großen positiven Leistungen, die Quellen der Kraft aufzuzeigen und er verschweigt auch nicht, wie oft die Diktatur, welcher die Aufbaupläne des Reiches wichtiger sind, als das Leben des Einzelnen, den Menschen in Verängstigung und Nöte treibt. Ein Buch, dessen Lektüre jedem, der mehr konkretes über Rußland wissen möchte, zu empfehlen ist. eb.

„Lokomotivführer Lombardi", von Emilio Geiler. Erzählung aus dem Eisenbahnerleben. Albert Müller-Verlag AG.

In einer Rekordfahrt von Airolo nach Zürich wird der alte, schwerverwundete Lombardi, Besitzer des Betriebes auf dem Gotthardhospiz, auf den Operationstisch gebracht und gerettet. Ein seltsamer Zufall will es, daß es die moderne Technik ist, die ihn derart rettet, — ihn, der sein Leben lang zäh um das Alte, den Verkehr mit Roß und Wagen, kämpfte, — und daß es sein Sohn ist, der die Fahrt leitet, — sein Sohn, den er vor Jahren als den Maschinen verfallen aus dem Haus wies.

Der junge Lombardi hatte sich nicht abschrecken lassen; sein Weg führte ihn zum Schraubstock und an die Drehbank, er wird Heizer auf der Lokomotive und zuletzt ihr pflichtbewußter, verantwortungsbeladener Führer. Dieser scheinbar nüchterne und mechanische Beruf hat sich eine gewisse Spannung bewahrt; es prickelt uns, wenn wir vorn neben dem Führer stehen und zusehen, wie Häuser und Bäume auf uns zufliegen, wie sich die Maschine in die Landschaft hineinfrißt, wie der Boden rhythmisch zittert und bebt, wie die Drähte summen. Mit feinstem Fingerspitzengefühl bedient der Lokomotivführer seine Maschine; angestrengt und beherrscht steht er auf seinem Platz, mag dunkle Nacht ihn umgeben, mögen Flammen hinter ihm herausschlagen, Schnee um ihn wirbeln oder, der Sturm von der Tremolaschlucht herfahren.

Mein kleiner Neffe bekannte spontan, solche Bücher liebten die Jungen. ka.

Veranstaltungen

Radiosendungen für die Frauen

sr. In der Sendung „Für die Hausfrauen" hört man Montag den 13. August um 13.35 Uhr unter dem Motto „Ein Nähmaschinendoktor spricht" allerhand Interessantes. Freitag den 17. August um 17.45 Uhr wird in der „Frauenstunde" „Von Ehe und Liebe" gesprochen. Das erste, von Paula Maag gehaltene Referat heißt: „Früh oder spät heiraten?" und hernach spricht Milla Cavin über „Die kleinste Gemeinschaftsform, die Ehe". Die Sendung wird mit Musik umrahmt.

Redaktion

Stellvertretende Redaktion ab 1. August 1945: Frau El. Studer v. Goumoëns, St. Georgenstr. 68, Winterthur, Tel. 2 68 69.

Verlag

Genossenschaft Schweizer Frauenblatt: Präsidentin: Dr. med. h. c. Else Züblin-Spiller, Küchberg (Zürich).

ZÜRICH

Hotel Augustinerhof

St. Peterstraße 8 Zentrale Lage
Tel. 5 77 22

Ruhiges, angenehmes Haus
Behagliche Räume
Gepflegte Küche

Leitung: Schweizer Verband Volksdienst

„Consa"

die Konservenfabrik im Haushalt.

Die neue Maschine zur eigenen Herstellung von Konserven.

Praktisch in der Handhabung.

Eine Anschaffung, die sich jedermann leisten kann. Machen Sie uns einen Besuch

SCHWABENLAND & CIE A.G. ZÜRICH

Nüschelerstraße 44 Tel. 25 37 40

SCHAFFHAUSER WOLLE

J. Leutert

Spezialitäten in Fleisch- und Wurstwaren

Metzgerei Charcuterie
Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 23 47 70

Filiale Bahnhofplatz 7